Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 2.40, bei täglich zweimaliger Zustellung ins Haus vierteljährlich ℳ 3.—. Durch unsere auswärtigen Ausgabestellen und durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8. Telephon Nr. 153, Nr. 222, Nr. 1173

Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW 7, Dorotheenstraße 68. Tel. I, Nr. 9275.

Dresdner Redaktions-Bureau: Dresden-A., Rönnerstr. 26, Tel. I, Nr. 4583.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Königl. Land- und des Königl. Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf. Familien-, Wohnungs- und Stellen-Anzeigen 20 Pf. Finanzielle Anzeigen, Geschäftsanzeigen unter Text oder an besonderer Stelle nach Tarif. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei Johannisgasse. Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Filial-Expedition: Berlin, Köthenstr. 10. „ „ Dresden, Marienstr. 34.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & M. Klinkhardt).

Herausgeber: Dr. Viktor Klinkhardt.

Nr. 572. **Donnerstag** 9. November 1905. 99. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* König Alphons von Spanien begab sich heute nach Magdeburg und wird von dort mit Kaiser Wilhelm nach Hannover fahren. (S. Deutsches Reich.)

* In Deutsch-Ostafrika brachte Oberleutnant von Grawert den Rebellen in den Matumbi-Bergen starke Verluste bei. (S. Deutsches Reich.)

* Die Obstruktion der Eisenbahner hat heute auch auf den in Wien einmündenden Staatsbahnen ihren Anfang genommen. In Prag herrscht schon großer Kohlenmangel. Die Regierung kündigt disciplinarische Maßregeln an. (S. Ausland und Letzte Dep.)

Politische Tagesschau.

Leipzig, 9. November.

Das Finanzwesen Japans.

Als beim Friedensschluß zwischen Rußland und Japan das letztere auf die geforderte hohe Geldentschädigung verzichten mußte, entstand bekanntlich im Reiche des Mikado eine starke Erregung, die zu Volksaufläufen ausartete und in der Presse zu heftigen Angriffen auf die Regierung führte. Man glaubte in Japan eben allgemein, daß Rußland den Sieger für die ungeheuren Opfer, die er in finanzieller Hinsicht gebracht, einigermaßen schadlos halten müsse und hatte dabei wohl das Gefühl, daß Japan nach dem Kriege in eine schwierige Lage kommen müsse, wenn es nicht durch die russische Milliarden Deckung erhalten könne. Dieses Gefühl war nicht ganz unberechtigt, wie aus einer der „Welt-Korrespondenz" aus Tokio übermittelten Darstellung hervorgeht, die sich mit dem Finanzwesen Japans näher beschäftigt. Die Kriegskosten werden in diesem von guter Sachkenntnis zeugenden Bericht auf 1500 Millionen Yen — 1 Yen = 2 ℳ 10 ₰ — berechnet. Demnach würde Japan jährlich etwa 65—70 Millionen Zinsen aufzubringen haben. Der Gesamthaushalt Japans beträgt einschließlich der Monopole, der Kriegssteuer usw. usw. 400 Millionen. Wirtschaftet die Regierung sparsam, wie sie seit Ausbruch des Krieges getan hat, so kann sie mit 180 bis 200 Millionen jährlich auskommen. Es bleiben ihr also immerhin jährlich 100—120 Millionen zur Schuldendeckung zur Verfügung. Aber es harren so viele neue Aufgaben der Lösung im eigenen Lande, daß sie mit obiger Summe nicht auf die Dauer längerer Jahre wird rechnen dürfen. Ganz von selbst bietet sich hier nun der Ausweg dar, die neuen Besitzungen, Sachalin, Korea, Liaotung und Mandschurei, zur Deckung der großen Schuldenlast heranzuziehen. Große Hoffnungen setzt man besonders auf die Fushun-Kohlenmine in der Mandschurei, deren Wert allein auf 1200—1500 Millionen Yen herausgerechnet wird. Ferner hat Japan die ostchinesische Eisenbahn bis Changchun, 782 Kilometer, von Rußland gewonnen. Diese hat Rußland 76 222 471 Rubel gekostet. Wenn erst die Zweiglinie nach Fushan fertig sein wird, hofft man auf Erträge.

Nun steht es aber ferner außer Zweifel, daß Japan in seinen Rüstungen nicht plötzlich still halten kann. Das Arsenal in Tokio hat nach dem Friedensschluß nur einen einzigen Tag Ruhe gehalten. Seitdem geht das Hämmern und Schmieden, das Schießen und Waffenprüfen ununterbrochen weiter: es wird eben weitergerüstet. Und das alte Kriegsmaterial muß doch auch durch neues ersetzt werden.

In all dem braucht Japan aufs neue Geld und immer wieder Geld. Eine neue Anleihe von 400 Millionen im Auslande ist so gut wie sicher.

Nun ist seit Beginn des Krieges die Schuldenlast um das Fünffache pro Kopf gewachsen, die Steuern aber um das Doppelte. Vergleichen wir es mit Deutschland. Die Gesamtsumme der Steuern in Deutschland beträgt 451 680 000 Millionen Yen, das macht auf den Kopf 8 Yen, in Japan 294 423 000 Yen, auf den Kopf 6 Yen 30 Sen. Das erscheint auf den ersten Blick natürlich noch immer gering, — aber der Japaner ist arm! Für ihn bedeuten 6 Yen 30 Sen etwa das Doppelte wie für den Deutschen seine 8 Yen. Und Japan hat zudem eine ganz ungeheure Exportsteuer zu tragen. Während in Deutschland auf 100 Yen Export nur 17 Yen kommen, so in Japan 103 Yen.

Ein noch bedenklicheres Bild tritt aber vor Augen, wenn wir die Export- und Importziffern des letzten Jahres in Betracht ziehen. Die Ziffern für die letzten Jahre (1905 nach den Angebnissen des ersten Halbjahres) sind die folgenden:

Export 1903: 125 918 757. 1904: 137 465 703. 1905: 142 767 953.

Import: 1903: 166 048 828. 1904: 182 634 872. 1905: 286 462 862.

Es wird ein schwieriges Problem sein, den Ausfluß des Goldes aus Japan so zu balanzieren, daß nicht ein plötzlicher Kurssturz eintritt.

Dennoch scheint uns vorläufig kein Grund vorzuliegen, an der Sicherheit der japanischen Finanzen zu zweifeln. Korea, Liaotung, China, die Mandschurei mit ihren Häfen stehen Japan nunmehr offen, und die japanische Handelswelt beginnt bereits heute, sich kräftig zu regen und ihren Verkehr nach den neuen Plätzen auszudehnen. Der Export dürfte sehr bald einen bedeutenden Aufschwung nehmen und einen starken Geldstrom ins Land bringen.

Zur neuen Flottenvorlage.

Korvettenkapitän a. D. Graf Bernstorff schreibt in der „Preußischen Korrespondenz": Meine vor einiger Zeit an dieser Stelle ausgesprochene Erwartung, daß unsere neuen Linienschiffe nicht unter 18 000 Tons groß sein würden, bestätigt sich und entsprechend wird auch die Größe der Panzerkreuzer auf 15 000 Tons erhöht werden. Mit diesen Größenverhältnissen kann man vorläufig zufrieden sein, unter der Voraussetzung, daß, wie ich auch schon früher vorgeschlagen habe, die sogenannte Mittelartillerie ganz und gar in Fortfall kommt, da sie bei den großen Gefechtsentfernungen zwecklos ist. Das dadurch gesparte erhebliche Gewicht sowie der Raum müssen nutzbringend nur für die schwere Artillerie verwendet werden, die sowohl in bezug auf Kaliber wie Zahl zu erhöhen ist. Das 30,5 Zentimeter-Geschütz ist in allen Marinen eingeführt, ausgenommen bei uns. Es ist hohe Zeit, hier nachzuholen. Eine Aenderung des ganzen Typs muß ferner dahin erfolgen, daß die vielen hohen Aufbauten nach Möglichkeit fortfallen und das Deck möglichst splitterklar wird. Statt der gefährlichen hohen und schweren Gefechtsmasten und der riesigen Schornsteine, die nur Zielobjekte bester Art darstellen, müssen möglichst leichte Signalmasten und niedrige Schornsteine eingebaut werden. Wenn unsere alten Korvetten bei niedergelassenem Teleskopschornstein dampfen konnten, werden es moderne Linienschiffe wohl auch fertig bringen. Was an gesparten Gewicht nicht für die schwere Artillerie erforderlich ist, muß zur Erhöhung der Geschwindigkeit verwendet werden. Die Seeschlacht von Tsushima hat es zu deutlich erwiesen, daß Schnelligkeit und weittragende schwere Artillerie die ausschlaggebenden Faktoren sind. Aber selbst wenn wir unseren neuen Schiffen alle Vorteile moderner Erkenntnis zuwenden, so werden wir doch immer im Rückstand bleiben, wenn wir nicht das Bauen beschleunigen — statt drei nur zwei Jahre — und den Mut haben, die sämtlichen Schiffe der „Sachsen"- und „Siegfriedklasse" nebst der „Oldenburg" glattweg aus der Reihe der Linienschiffe, zu denen sie alle dreizehn niemals gehört haben, zu streichen und dafür sofort und beschleunigt Neubauten auf Stapel zu legen. Auch hierfür muß in erster Linie das Kaiserliche Wort gelten: „Das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt."

Der neue preußische Justizminister.

Zwar hat Herr Justizminister Schönstädt seinen Abschied formell noch nicht erhalten, aber man schreibt schon offen von seinem Nachfolger. Es soll, wie wir schon meldeten, nach stark auftauchenden Gerüchten, der Breslauer Oberlandesgerichtspräsident Dr. Beseler sein, eine in Berlin sehr bekannte und durch seine Liebenswürdigkeit beliebte Persönlichkeit.

Er ist am 28. Dezember 1867 Gerichtsassessor geworden, kam dann als Amtsgerichtsassessor am 13. Jan. 1870 nach Hannover und von dort am 1. April 1874 als Stadtrichter nach Berlin, hier rückte er am 15. April 1878 zum Stadtgerichtsrat auf. Bei der Justizreorganisation 1879 wurde er dann noch Landgerichtsrat beim Landgericht I. Drei Jahre blieb er in dieser Stellung, am 7. August 1882 kam er als Landgerichtsdirektor nach Saarbrücken und von dort am 1. Juli 1886 nach Düsseldorf. Vom schönen Rhein ging er dann nach Oppeln als Landgerichtspräsident (19. März 1888), hier hat er dann 4 Jahre gewirkt, am 1. Juli 1892 kam er als Amtsgerichtspräsident nach Berlin. In dieser außerordentlich schwierigen Stellung hat er sich nach jeder Richtung hin bewährt, sein Organisationstalent kam dabei zur schönsten Entfaltung. Was er hier geschaffen, wurde von Richtern und Unterbeamten freudig als mustergültig anerkannt. Etwa 5 Jahre blieb er auf dem Berliner Posten, am 28. August 1897 kam er als Oberlandesgerichtspräsident nach Kiel und von dort später in gleicher Eigenschaft nach Breslau. Politisch ist Präsident Dr. Beseler nicht hervorgetreten.

Deutsches Reich.

Leipzig, 9. November.

* **König Alphons von Spanien in Deutschland.** Am heutigen Tage fand der Besuch des Königs Alphons zunächst bei seinem Infanterieregiment (Nr. 66) in Magdeburg statt. Er traf dort um 1 Uhr ein und begab sich zur Besichtigung des Regiments nach dem Schrotetplatz. Für ½2 Uhr war das Festmahl im Kasino angesetzt. Dann begab sich der König wieder nach dem Bahnhof, wo um 3.17 der Kaiser eintraf. Beide Monarchen reisten dann nach Hannover ab.

* **Vom ostafrikanischen Aufstand.** Ueber weitere Erfolge bei der Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika macht ein Spezial-Kabelbericht des „L.-A." folgende Mitteilungen: Oberleutnant von Grawert hat das Gelände nördlich und westlich des festen Lagers Kibatta in den Matumbi-Bergen ausgiebig gesäubert. Die Aufständischen, welche mehrere große Lager angelegt hatten, ergriffen bei Annäherung der Truppe regelmäßig die Flucht; gleichwohl erlitten sie starke Verluste. Eine Anzahl Gefangener konnte eingebracht werden. Nach ihren Aussagen soll der bekannte Rebellenführer Abdullah Kitambi aus Mtumbei jetzt zur Unterwerfung raten.

* **Der agrarische Terror.** Die agrarischen Interessenten an der Fleischteuerung schreiben täglich der Regierung und allen von ihnen einigermaßen Abhängigen vor, was sie zu denken und zu tun haben. Sie haben auch längst mit der veralteten Maxime gebrochen, dem Staat um seiner selbst willen Loyalität zu bezeugen. Nur dem agrarisch geleiteten Staate wird Unterstützung versprochen und sehr energisch mit Revision der Gesinnung gedroht für den Fall antiagrarischer Maßnahmen. Sehr wütend ist die „Deutsche Tageszeitung" insbesondere auf die Freikonservativen, die in der „Post" auf das politisch-psychologische Moment der Fleischnotfrage hinzuweisen hatten und jauft, aber deutlich von den Nachtsalagrarium abgerückt waren. „Die Frage darf nur unter dem wirtschaftlichen Gesichtswinkel betrachtet werden" dekretiert demgegenüber das Organ des Bundes der Landwirte in fetter Schrift und droht ferner der Regierung, sie würde anderenfalls das Vielfache dessen an Vertrauen verlieren, was sie vielleicht auf der anderen Seite gewinnen könnte. Merkst du was, geliebter Leser? Die Agrarier können bekanntlich auch anders, aber sehr, und das Wort von dem Uebergang zur Sozialdemokratie kann immer noch einmal seine Dienste tun. Auch ließe sich vielleicht angesichts der kommenden Flottenvorlage eine kleine Umprägung des Wahlspruches „Kein Kanz — keine Kühne" vornehmen. Wie wäre es mit „Keine Schweinemet — kein Brot?" Daß die preußische Staatsregierung gar selbst beim Bundesrat die doch sogar von Herrn v. Podbielski in Aussicht gestellte Erhöhung des russischen Schweinekontingentes beantragen will, wie in der Presse verlautet, hält die „Deutsche Tageszeitung" für unmöglich. Sie gesteht zwar, über die Angelegenheit nicht informiert zu sein, hält die Nachricht aber für „sachlich unmöglich". Nämlich wegen der in Rußland herrschenden Seuchen, wegen der taktischen Zwecklosigkeit, wobei sie übrigens nicht mehr daran denkt, daß die Frage nur rein wirtschaftlich betrachtet werden soll, und wegen des Widerspruchs, in den die Regierung sich mit sich selbst und mit dem Reichskanzler durch eine solche Maßnahme setzen würde. Wenn die Regierung das Unmögliche aber doch möglich machen sollte, dann Gnade ihr Gott! Die „Deutsche Tageszeitung" ist fürchterlich in ihrem Zorn und die Minister können — wie sagte doch Rupprecht Kansem?

* **Der Postetat 1906** bringt wiederum eine Enttäuschung für die jüngeren höheren Postbeamten. Die „T. R." erfährt von unterrichteter Seite folgendes: An neuen Stellen sind vorgesehen:

4 für Abt.-Dir. bei den O.-P.-D., 12 für Postdir., 49 für Direktoren (darunter 3 für Telegr.), zusammen 65 Etatstellen; 5 für Geh. exp. Sekr., 22 für Ober-Postinspektoren, 2 für Telegraphen-Ingenieure, 38 für Post- und Telegrapheninspektoren, 3 für Ober-Postpraktikanten im R.-P.-A., 59 für Ober-Postpraktikanten bei den O.-P.-D. und 72 für Obersekretäre, zusammen (ohne Obersekretärstellen) 129 Durchgangsstellen. — Die Gehaltsstufe für Ober-Postpraktikanten und Inspektoren bleibt unverändert, diejenige für Ober-Postinspektoren wird auf 4500 ℳ erhöht. 20 Direktoren der bedeutendsten Aemter erhalten die Berliner Zulage von 1200 ℳ.

Damit ist leider Tatsache, daß die als dringlich bezeichnete Gehaltsaufbesserung der jüngeren höheren Postbeamten noch nicht stattfindet.

* **Zum Hochschulstreit in Charlottenburg.** Am 1. November hatte bekanntlich die Studentenschaft der Technischen Hochschule in Charlottenburg die Absendung eines Briefes an die Professorenschaft der Hochschule beschlossen, in dem die Professoren gebeten werden, gemeinsam mit Vertretern der Studentenschaft Maßnahmen zu beraten, um den Konflikt zwischen Rektor und Studenschaft zu einem guten Ende zu führen und nötigenfalls zwischen den feindlichen Faktoren zu vermitteln. Auf diesen Brief hat bis heute die Professorenschaft nicht geantwortet, es scheint also, als wolle sie das Vermittleramt nicht annehmen und die Angelegenheit nicht beilegen. Nach Gerüchten, die in akademischen Kreisen zirkulieren, soll das Kultusministerium sich hindernd in den Weg gestellt haben, das anscheinend entschlossen sei, die Angelegenheit als eine Art Machtprobe auf die Spitze zu treiben. Wenn die Antwort bis Ende der Woche nicht eingelaufen ist, will die Studentenschaft andere Maßregeln ergreifen. Vorläufig hat sie den alljährlich stattfindenden Rektoratskommers aufgegeben. — Wie uns mitgeteilt wird, soll in den Kreisen der Professorenschaft die Tatsache sehr verstimmt haben, daß die Protestversammlung am 1. d. M. im Tiergartenhof für den aufgelösten Ausschuß einen neuen Ausschuß auf der alten Grundlage gewählt habe. Man betrachtet dies als „Gehorsamsverweigerung" der Studentenschaft und wird wahrscheinlich gegen die leitenden Personen vorgehen.

* **Der „Diesseits"-Prozeß.** In dem Prozeß wegen der aus dem lippischen Thronstreit bekannt gewordenen „Diesseits"-Depesche verurteilte das Detmolder Gericht den Redakteur der „Lippischen Tageszeitung" nach umfangreicher Beweisaufnahme unter Anerkennung des einwandfreien Verhaltens der Postbeamten zu 75 ℳ Geldstrafe, weil er aus Anlaß des Bekanntwerdens jener Depesche des Kammerherrn Kelsch von Stradonitz an den Landtags-Vizepräsidenten Hoffmann die Wahrung des Telegraphengeheimnisses durch

Feuilleton.

> Die Auferstehung geschieht durch den Wind, der die Welten fegt. Der vom Winde getragene Engel spricht nicht: Tote, stehet auf! sondern: Die Lebenden sollen auferstehen!
>
> Baiser.

Die Kunst des Theaters.

Man muß nicht glauben, wie Edgar Gordon Craig, der kluge Engländer, daß man sie erst in unseren Tagen ernsthaft zu suchen beginne, diese mystische „Kunst des Theaters", der er eine nicht allzu ferne Zukunft pathetisch prophezeit. Einmal hat schon Rousseau ein wenig darüber nachgedacht, wie Musik und Dichtung, Schauspielkunst und Malerei in einer überwältigenden Hauptgattung vielleicht zu vereinen wäre, der Theaterdirektor Goethe ging dann in Weimar den noch ungefundenen Gesetzen weiterer Harmonien auf der Bühne so lange nach, bis ihn unerwartet der historische Fudel über die entweihten Bretter lief. Ansätze zu berauschender Bühnenplastik, zu malerischem Zusammenklang von Spiel und Szene fand sogar der nüchterne Dingelstedt in Wien, bis endlich Richard Wagner die Vereinigungstheorie für alle Künste, die er auf dem Theater wirkend wissen wollte, breit in Bayreuth aufstellte. Richard Wagner, das Genie, war einseitig. Was immer er dem Dienste des Dramas unterwarf, unterwarf er ausschließlich dem Musikdrama. Jede andere Gattung des tragischen, tragikomischen oder auch heiteren, immer aber gesprochenen Spiels hielt er fast von vornherein für verfehlt. Aber auch der einseitige Wagner suchte unaufhörlich nach jener geheimnisvollen „Kunst des Theaters", die Seele, Ohr und Auge — das Auge nicht zuletzt — erheben, entzücken, begeistern oder erschüttern soll, jener Gesamtkunst oder Einheitswirkung aller Künste, von der neuerdings wieder der kluge Engländer Edgar Gordon Craig zeigen will, wie sie zu finden wäre.

Craig, der heute noch ein junger Mann ist, hat doch schon in den Kinderschuhen von seiner schönen und vielgefeierten Mutter Ellen Terry, von seinem Lehrer Irving in raschem Erstaunen gelernt, wie noch das geringfügigste Ding an seltsamer Stelle, in seltsamer Beleuchtung von magischer Wirkung auf den naiven Zuschauer und auch auf den Aesthetiker sein kann, für den er jetzt — da er die Kinderschuhe ausgetreten — seine Ideen eigentlich allein ausgearbeitet hat. Und er war sehr vorsichtig dabei, sehr eigenartig und — sehr anmaßend. Wie sein Thema nicht ganz neu, so ist auch seine Grundidee es keineswegs: er verspricht sich — wie Goethe, Laube, Devrient, Dingelstedt, Wagner, die Meininger in ihren individuellen Schattierungen vor ihm — alles vom Regisseur. Zweifelsohne soll's ein „idealer" Regisseur sein, der die Wahl der brauchbaren Dekorationen nicht allein entscheide, vielmehr auch die vorbildlichen Skizzen für sie entwürfe, ein Regisseur, der die Schauspieler, ohne Widerspruch zu dulden, an den nur ihm gut dünkenden Ort stellte, die Beleuchtung selbst regulierte, den Dichter des Stückes belächelte, wollte er Einwürfe wagen, und schließlich alles auflöste in Bewegung, Geste, Farbe, Ton, Tanz, Linie und Rhythmus. . . . Der Regisseur müßte ein gebildeter Mann sein, der jede Kunst durch Studium beherrscht, die Dichtung, wie die Musik, die Plastik, wie die Malerei. . . Denn das Theater ist eine Maschine, sagt sich Craig, vor der man nur ein geniales Pferd spannen muß, ein Mechanismus, in dem kein Rädchen denken, in dem sich jedes Rädchen nur drehen, nichts als drehen soll. . . .

Ein „Eingeweihter" und ein „Zuschauer" unterhalten sich. Sie unterhalten sich zwar sehr langweilig — in einem ganz englischen Dialog — und in mitunter unmöglichem Stil, aber E. G. Craig macht aus dieser Unterhaltung doch ein Hauptkapitel in seinem großen Buch über „die Kunst des Theaters". Und läßt dies Hauptkapitel auch für uns Deutsche (bei D. Seemann, Berlin) in einer hübschen Sonderbroschüre übersehen. Zunächst begnügt er sich darin, von ungefähr angedeuten, wie jeder einzelne „Gewerbsmann" an dem ersehnten Theaterinstitut, das die Zukunft bilden soll, vornehmlich auf sein bisher töricht geduldetes Anrecht auf allzu starke Individualität verzichten müßte. Sodann entwickelt Craig seine Pläne: „Das moderne Theater ist voll von den „anderen", diesen ungeübten und untalentierten Gewerbsleuten, und sie werden einen vorzüglichen Kontrast bilden zu den jüngeren Leuten, die solch' große Fortschritte machen, und von denen ich eben sprach. Und noch eins über diese „anderen", — ich glaube, sie sind sich nicht ihrer Unfähigkeit bewußt. Ich glaube, es ist mehr Unschuld als Dummheit. Aber wenn diese selben Leute einmal erst erkennen würden, daß sie nur Gewerbsleute sind und sich als solche bilden sollten — ich spreche nicht nur von den Bühnenzimmerleuten, den Elektrizitätsarbeitern, den Perückenmachern, den Kostümieren, den Dekorationsmalern und den Schauspielern, denn diese sind in vielem die besten und willigsten Gewerbsleute, aber ich spreche hauptsächlich von den Regisseuren — wenn der Regisseur oder Kunstdirektor sich technisch bilden würde für die Aufgabe, die Stücke des Dramatikers wiederzugeben, dann würden sie mit der Zeit und durch graduelle Entwickelung das verlorene Terrain des Theaters wiedererobern und würden schließlich die Kunst des Theaters ihrem Heim wiedergeben durch Mittel ihres eigenen schöpferischen Genies." Im Grunde wäre das alles freilich ganz richtig. Aber nur dem Regisseur, von dem wir mit Recht nie genug erwarten können, verleiht Craig ein Teil an diesem schöpferischen Genie, das die Maschine in ästhetische Bewegung bringen soll, schon dem darstellenden Künstler ist, wie ich ein paar Zeilen früher sagte, dies Genie entbehrlich. Craig zieht eine Szene aus Shakespeares „Romeo" in seine Betrachtungen: „Deshalb muß uns Romeo in einer bestimmten Weise erscheinen, von einem bestimmten Punkt aus an uns vorübergehen, in einem bestimmten Licht, sein Kopf in einer bestimmten Haltung, sein Auge, seine Füße, sein ganzer Körper muß in der Stimmung des Stückes sein, und nicht, wie es so oft der Fall ist, in Stimmung mit seinen eigenen Gedanken, denn seine Gedanken, so schön sie auch sein mögen, passen vielleicht nicht mit dem Geiste und dem Meister zusammen, das so vorsichtig vom Regisseur ausgedacht ist." Und man denke dabei an den Reinschen Romeo etwa in seiner impulsiv-kindlichen, stets beweglichen, in jedem Augenblick auf der Bühne unmittelbar neugestalteten Tragik . . . Man könnte einwenden, Craig spreche von Durchschnittsmimen. Aber Durchschnittsmimen werden niemals auch nur einen Hauch von jener Kunst des Theaters empfangen oder verleihen, von der der Engländer träumt, wie denn überhaupt Kunst in letzter Entfaltung mit Durchschnitt wenig gemein haben kann. Sie fordert überall die Vollendung, und auch auf der Bühne der Zukunft wird sich das darstellerische Genie kaum jemals vom Regisseur — und wäre es der alleridealste — so „an der Strippe" anziehen lassen, wie Craig sich das vorstellt . . . Schließlich wird nicht allein der Interpret des Dichters um sein Wort gekürzt, Craig heißt es auch eine „Taktlosigkeit", wenn der Dichter selbst ein Wort reden will und so „auf fremdem Terrain wildert". Wieder zitiert er Shakespeare, seinen großen Landsmann: „Shakespeare gibt sehr selten dem Regisseur etwas an. Lesen Sie irgend eins von den Meisterwerken, wie „Hamlet", „Romeo und Julie", „König Lear", „Othello", mit Ausnahme von einigen historischen Stücken, die Prozessionen beschreiben, und was werden Sie finden?" Wenig oder auch nichts. Das wissen wir so gut, wie Craig. Aber indem Craig daraus ein Recht für die szenische Schweigsamkeit auch des modernen Dichters ableiten zu müssen glaubt, vergißt er merkwürdigerweise ganz, warum Shakespeare dem Regisseur so selten ins Wort fiel. Denn Shakespeare genügte es, wenn er die bekannte Tafel vor das Parterre hing: „Ein Garten", „Eine Schloßterrasse bei Nacht", „Eine Straße in Verona", — Regie und Regisseur machten ihm wenig, die Phantasie des Zuschauers alles aus. Craig bringt aus „Hamlet" die Ablösungsszene vor dem Schlosse und weist nach, wie ein findiger Regisseur schon aus der bloßen Handlung des Dichters eine Andeutung für den Szenenaufbau bekommen könnte, wie der Dichter also sich jede direkte szenische Bemerkung füglich sparen sollte, wie für den Regisseur als solchen, der den Schauplatz erklärende Dichter mehr als überflüssig sei. Man könnte übrigens an derselben Szene ganz im Gegensatz zu Craig auch zeigen, wie überflüssig mitunter dem wahren Dichter der Regisseur sein könnte. Und in der Tat war er überflüssig bei Shakespeare. Bei Shakespeare wirkte die ganze Tragik seiner Menschen und Geschicke auch ohne Kulissen, Beleuchtungseffekte und tausend Maschinerien, denn